

**WILLY
BRANDT**

**LINKS
UND
FREI**

**MEIN WEG
1930-1950**



| Hoffmann und Campe |



Willy Brandt

Links und frei

Mein Weg 1930–1950

| Hoffmann und Campe |

Ocfk cfh

Dieses Buch ist zuerst 1982 erschienen. Ich wollte Erfahrungen vermitteln, die sich mir aus meinen jüngeren Jahren eingepägt hatten.

Mein Lebensweg wich von dem der meisten gleichaltrigen Landsleute nicht unwesentlich ab. Daraus ist mir mancher Ärger erwachsen. Von meinem Weg habe ich mich dadurch nicht abbringen lassen.

Ich versuche in diesem Buch festzuhalten, wie ein Lübecker Arbeiterjunge (und Johanniter) den Zusammenbruch der Weimarer Republik erlebt. Wie es ihn nach Norwegen verschlägt, wo aus dem norddeutschen Linkssozialisten ein nordischer Sozialdemokrat wird. Wie er vom Exil aus mit den deutschen Freunden verbunden bleibt und eine Zeitlang im Berliner Untergrund verbringt. Welche Lehren ihm die französische Volksfront und der spanische Bürgerkrieg vermitteln. Wie er, von den Nazis ausgebürgert, sich 1940, nach der Invasion Norwegens, von der Wehrmacht festnehmen läßt.

Während des Zweiten Weltkrieges - in Stockholm - habe ich mit Freunden aus kriegführenden und neutralen Ländern über das nachgedacht, was man die Friedensziele nannte. Auf manches von dem, was damals aufgeschrieben wurde, habe ich mich in meiner weiteren Arbeit stützen können. Viele Hoffnungen wurden enttäuscht. Einer neuen Generation ist zu wünschen, daß sie bei der Sicherung des Friedens - über Ost/West hinaus! - mehr Erfolg haben möge. Wenn nicht schon vorher entschieden ist, daß es eine Zukunft für die Menschheit nicht mehr gibt.

Ich bin noch in die alte Arbeiterbewegung hineingeboren worden und habe sie mit ihren glanzvollen wie mit ihren kläglichen Seiten erlebt. Zu den entscheidenden Lehren meines Lebens gehört: Aus gesellschaftlichen Umwälzungen erwächst nicht automatisch mehr Freiheit für die Menschen. Um Freiheit und Gerechtigkeit, um das eine wie das andere zu sichern und zu erweitern, muß gleichermaßen gerungen werden.

Das ist der Sinn von: Links und frei.

Bonn, Ende 1983

Willy Brandt

Er 9 E: D

; Wf 8bXSbY j ca EbVW

Es war ein Sonntag im September. Am 14. September 1930 fanden Wahlen zum Reichstag statt, die den Nazis zum sensationellen Durchbruch verhalfen. Ich war Unterprimaner, bald siebzehn, politisch engagiert. Ich ahnte, daß viel auf dem Spiel stand. Nicht ahnte ich, daß jener Wahlsonntag in den Chroniken als Anfang vom Ende der ersten deutschen Demokratie vermerkt werden würde. Solche Kennzeichnungen haben ein Element von Willkür. Ein Tag ist nicht mehr, als man aus ihm macht. Und im übrigen: Die eigenen Erinnerungen vermischen sich untrennbar mit Einsichten, die aus den Erfahrungen anderer stammen.

Die Fakten sprechen klar genug: Die Hitler-Partei war von fast einer Million Stimmen (bei der voraufgegangenen Wahl im Mai 1928) auf über sechs Millionen angewachsen. Mit 107 Mandaten, statt vorher zwölf, wurden die Nazis zur zweitstärksten Fraktion im Reichstag. Bei uns in Lübeck kamen sie von gut 1000 auf über 15 000 Stimmen. Meine Freunde in der Jugendgruppe und ich waren verblüfft, doch hatten wir nicht das Gefühl, daß etwas Katastrophales passiert war. Mehr als die Braunhemden verlangte in jenem September eine frühe Freundin meine Aufmerksamkeit; an den Wahlen konnte ich ohnehin noch nicht teilnehmen. Der Erfolg der extremen Rechten war alarmierend: Die Nazis hatten es verstanden, die Schwächen der Weimarer Republik und die aus der Wirtschaftskrise erwachsende Verzweiflung auszunutzen, um die besonders anfälligen

Schichten eines in seiner zerrissenen Geschichte noch nicht zu politischer Reife gelangten Volkes zu mobilisieren.

Dennoch, meine Jugendfreunde und ich haben nicht erkannt, daß die Eiferer mit dem Hakenkreuz – die wir nicht recht ernst genommen hatten – in wenig mehr als zwei Jahren die Macht besitzen, daß sie Konzentrationslager errichten, Bücher verbrennen und Europa rasch in den Krieg führen würden. Schon gar nicht ließ ich mir träumen, daß mir zwölf meiner jungen Jahre im politischen Exil bevorstünden.

Ich glaube nicht an vorbestimmte Geschichtsabläufe. Also halte ich auch nichts von denen, die auf mehr oder weniger gelehrte Weise nachweisen wollen, daß die Weimarer Republik auf jeden Fall hätte zugrunde gehen müssen. Damals hat sich mir die Lage nicht so dargestellt. Wer war ich? Ein norddeutscher Arbeiterjunge, der in die sozialistische Bewegung hineingeboren wurde. Ein Aufstiegsschüler, der sich auf ein anderes Berufsleben als das seiner Familie oder seiner sozialen Umgebung vorbereitete. Die Hansestadt, in der er aufwuchs, war nur bedingt typisch für die deutsche Wirklichkeit zwischen den beiden Weltkriegen.

»Bei uns« in Lübeck waren die sozialistischen und demokratischen Kräfte – in dieser Reihenfolge! – wesentlich stärker als in vielen anderen Teilen des Reiches. Aber die norddeutschen Hochburgen eines sich aberwitzig übersteigernden Nationalismus waren nur einen Sprung weit von uns entfernt. Nach Holstein und Mecklenburg kam man mit dem Fahrrad. Dort hatten die »Völkischen«, wie die Vorläufer der Nazis hießen, schon Anfang der zwanziger Jahre breiten Anhang gewonnen. Gewalttaten der ihnen nahestehenden Freikorps verbreiteten Schrecken. Eines ihrer Kampflieder kennzeichnete »das Arbeiterschwein« als den eigentlichen Feind.

Die Gefahr von rechts außen war für uns nicht neu. Aber daß die Spinner, die uns in Lübeck als

»Nationalsozialisten« begegneten, auf dem Weg waren, zu einer Massenpartei zu werden, erschien uns doch sehr verwunderlich. Auf Diskussionsabenden, bei denen auch ich mich zu Wort meldete, machten sie keine gute Figur. Doch sie sprachen Gefühlsschichten an, die mit einer rationalen Argumentation nicht zu erreichen waren – und das Gros der Linken war schrecklich vernünftig.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam der Wahlerfolg der Nazis im September 1930 auch für einen Jungen meines Schlages gewiß nicht. Ich wußte oder spürte: Nach kaum mehr als einem halben Jahrzehnt der Konsolidierung – das dem Ende der verheerenden, alle Geldwerte vernichtenden Inflation folgte – war die Weimarer Republik in den Sog der beginnenden Weltwirtschaftskrise geraten. Die Parteien, die sich zur Verfassung bekannten, waren nicht fähig, sich auf die Bekämpfung der Krise zu verständigen. Große Teile des Volkes hatten sich in der Republik, der die Folgen des verlorenen Krieges zur Last gelegt wurden, von Anfang an nicht zu Hause gefühlt.

In meiner Heimatstadt habe ich die Erfahrung eingesogen, daß unter den ärmsten Söhnen der Republik auch ihre treuesten waren. Nach dem Zusammenbruch von 1918 war die Demokratie in Deutschland tatsächlich nicht viel stärker als die Arbeiterbewegung. Aber diese war nicht einig, und sie war auch sonst kaum darauf vorbereitet, Staat und Gesellschaft gründlich umzugestalten.

Die deutsche Arbeiterbewegung hatte sich seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und vor allem seit der Jahrhundertwende imposant entwickelt. Ihr verheißungsvoller, menscheitsbefreiender Elan hatte den Weltkrieg nicht unbeschadet überstanden, und der zerstörerische Bruderkrieg, als den wir die Spaltung zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten empfanden, trug ohne Zweifel zum Scheitern von Weimar wesentlich bei. Doch in dieser deutschen Arbeiterbewegung lebten weiterhin – und dies hat auf mich in meinen jüngeren

Jahren stark gewirkt - große Opferbereitschaft, viel Verantwortungsbewußtsein und Disziplin, gemischt mit einer guten Portion naiver Fortschrittsgläubigkeit. Machtpolitisch schien sie mehr, als sie war. Seit ihren Anfängen hatte sie sich am Rande der Gesellschaft im Gegensatz zum Staat entwickelt, wohl entwickeln müssen. Sie war mit den eigenen Problemen viel mehr beschäftigt und von den Visionen einer neuen Gesellschaft weit stärker erfüllt, als daß sie sich auf Teilhabe oder gar Übernahme der politischen Macht eingestellt hätte. Viele ihrer Anhänger lebten in einer erträumten Welt.

Ich weiß, was Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie in Deutschland bewirkten: Sie brachten es zuwege, daß aus den Nachkommen von Millionen rechtloser Proletarier und unmündiger Frauen ebenbürtige und selbstbewußte Staatsbürger werden konnten, und ich urteile nicht als einer, der von außen zur Arbeiterbewegung kam oder »von oben« in sie einstieg, sondern der - gewiß ohne eigenes Verdienst - in einem für jene Zeit typischen Arbeitermilieu und in der noch weit-hin ursprünglichen Gedankenwelt der alten Arbeiterbewegung groß geworden ist. Der Großvater Ludwig Frahm, bei dem ich aufwuchs und zu dem ich immer Papa sagte, gehörte in seiner mecklenburgischen Heimat in den neunziger Jahren zu den ersten unbequemen sozialdemokratischen Landarbeitern. Meine unverheiratete Mutter Martha Frahm lebte seit ihren jungen Jahren in »der Bewegung«. Sie arbeitete beim Konsumverein als Verkäuferin. Sie heiratete, als ich vierzehn war, den Maurerpolier Emil Kuhlmann. Auch er stammte aus der mecklenburgischen Provinz und war als Maurerpolier angesehenes Mitglied seiner Gewerkschaft. Bei uns war etwas vom Vermächtnis des großen Arbeiterführers August Bebel lebendig geblieben: von seinem Appell an das Selbstwertgefühl der Arbeitenden und von der Suche nach Gerechtigkeit, die für das Empfinden der Vorkriegssozialdemokratie so wesentlich war.

Als kleiner Junge prägte sich mir ein, daß bei Geburtstagen und anderen Familienfeiern oder nach politischen Manifestationen, wie denen am 1. Mai, viel diskutiert wurde. Anders als unmittelbar nach dem betäubenden Ausgang von 1945 wurden in der Männergesellschaft freilich auch viel eigene Kriegserlebnisse ausgetauscht, gelegentlich wohl aufgebauscht oder idealisiert. Doch zugleich erlebte ich das tiefeingefressene Mißtrauen gegenüber »der Reaktion«: den alten Mächten, die den Übergang zur Republik in munterer Unverfrorenheit überlebt hatten. Trotzdem oder gerade deshalb wurde die demokratische Republik als großer Fortschritt betrachtet. Für den Großvater galt dies in beispielhafter Weise.

Er - der, eher untersetzt mit dem Gang eines Bauern, fast nur Plattdeutsch sprach und dessen Kahlschädel auch in eine östlichere Umgebung gepaßt hätte - war vom Dorf gekommen; in der Stadt wurde er angelernter Arbeiter, dann Lastwagenfahrer in einem Industriebetrieb, den Dräger-Werken. Zwischendurch gab es keine Arbeit; die Tätigkeit als gewerkschaftlicher Vertrauensmann wurde mit Maßregelung geahndet, und das hieß: Entlassung. Er blieb einfach im Denken und stark in seinem Glauben - er war nicht in der Kirche. Für ihn war es ein großes Ereignis, als man 1929 in eine Neubauwohnung umzog, mit zwei Zimmern, Küche und vor allem einem kleinen Bad, nebst Dachkammer für mich. Über die Tatsache, daß dies einen Wochenlohn kostete, der etwa fünfzig Mark ausmachte, wurde nicht geklagt.

Der Großvater hatte das Gefühl, nicht wenig erreicht zu haben. Dazu gehörte, daß ich in drei Stufen auf die »höhere« Schule kam. Kritik an der Partei, die so viel bewirkt hatte, konnte nicht auf sein Verständnis rechnen. Er hielt Einwände von mir oder anderen jungen Leuten, manchmal wohl auch vorlaut geäußert, für undankbar und unziemlich gegenüber einer Führung, die schon wisse, was

sie tue. Doch vom Jahr 1932 an hat er mir eigene Enttäuschungen nicht mehr ganz verheimlicht. Er konnte es nicht über sich bringen, Hindenburg wiederwählen zu helfen - so wie es die Partei als das kleinere Übel empfahl. Daß die sozialdemokratische Massenbewegung Anfang 1933 kampflos abtrat, ließ ihn, wie so viele andere, verzweifeln. Zwei Jahre später nahm er sich als schwerkranker und gebrochener Mann das Leben.

Die Republik von Weimar, das war für ihn sein Leben in Lübeck gewesen, und das war eine tiefe Veränderung gegenüber der Jugend auf dem gräflichen Gut bei Klütz, von dem er stammte. Dort hatte man seinen Vater noch auf den Bock gelegt und gezüchtigt. Die Leibeigenschaft war in Teilen Mecklenburgs erst sehr spät abgeschafft worden; insofern war man bei uns nicht weiter als in Rußland. Als junger Landarbeiter hatte er dagegen rebellierte, daß auf dem Gut bei Reichstagswahlen schamlos gegen die gesetzliche Garantie der geheimen Stimmabgabe verstoßen wurde. Nun war er ein nicht mehr ganz schutzloser, sondern organisierter Arbeiter. Und noch wichtiger, er wurde in seinem Stadtteil - Holstentor-Süd - zu einem gewählten Vertrauensmann der Sozialdemokraten. Er nahm an den Beratungen von Partei und Gewerkschaft teil. Er konnte das Gefühl haben, an Entscheidungen mitzuwirken. Er stand sogar - wenn auch ganz unten, an vorletzter Stelle, gewissermaßen honoris causa - auf dem Wahlvorschlag zur Bürgerschaft, wie das Lübecker Stadtparlament traditionell genannt wurde (und wird). In seinem Verständnis war er klassenbewußt und reformistisch zugleich und unbeirrbar davon überzeugt, daß die gerechte Gesellschaftsordnung kommen werde: so sicher wie das Amen in der Kirche, in die er - wie gesagt - nicht ging.

Ich wuchs buchstäblich »von Hause aus« in der Vorstellung auf, daß Sozialismus von der Gleichwertigkeit der Bürger handele. Praktisch habe er sich als Solidarität,

als Füreinandereinstehen auszudrücken, und daß er letztlich die materiellen Ungerechtigkeiten ganz überwinden würde, daran zweifelte man nicht. Mir wurde auch noch manches vermittelt, was die gescheiterten Systematiker eher der Gedankenwelt des »utopischen« als jener des »wissenschaftlichen« Sozialismus zuordneten. So lernte ich auch, man werde das Geld überflüssig machen. Ich wußte nicht, daß der Großvater dies direkt von Bebel übernommen hatte. »Irgendein Zertifikat, ein bedrucktes Stückchen Papier, Geld oder Blech«, so hatte dieser geschrieben, bescheinige die geleistete Arbeitszeit und setze den Inhaber in die Lage, »dieses Zeichen gegen seine Bedürfnisgegenstände von der verschiedensten Art auszutauschen.« Bebel galt als Marxist, aber die Grenzen zwischen Marxismus und anders begründeten Vorstellungen von Sozialismus waren fließender, als es die Schriftgelehrten wahrnehmen wollten. Der Großvater war fest davon überzeugt, die Zeit werde bald kommen, daß sich in geeigneten Hallen »entsprechend seinen Bedürfnissen« versorgen könne, wer nachweise, daß er »entsprechend seinen Fähigkeiten« gearbeitet hatte. Im übrigen hatte der Patriarch auch dafür plädiert, die Gesellschaft »von den Kommunen aufwärts« zu organisieren; dies würde zur Abschaffung der überkommenen Staatsorganisation führen.

Für den Bourgeois, erst recht für den verunsicherten Kleinbürger, mußte sich das schrecklich anhören, und die Nazis hatten zu anspruchsvollen Themen ohnehin keinen Zugang. Sie wetzten die Messer gegen einen Zukunftsglauben, den sie volksfeindlich nannten. Aber in Wirklichkeit, und lange Jahre mit schrecklichem Erfolg, kämpften sie gegen eine soziale Freiheitsbewegung, die schon ein gutes Stück vorangekommen war.

DS[gWf VWf k`WbWb EW hW

Bebel, August: Geboren zu Deutz-Köln 1840. Waise eines an Schwindsucht dahingeesiechten Unteroffiziers und einer gleichfalls früh verstorbenen Handschuhstrickerin. Bildungshungriger Handwerksbursche, Drechslermeister in Leipzig. Während eines halben Jahrhunderts Abgeordneter des Reichstags. Wortgewandter Volksredner. So gut wie unbestritten für Jahrzehnte erster Mann der deutschen Arbeiterbewegung.

Bebel starb im Sommer jenes Jahres 1913, gegen dessen Ende ich auf die Welt gekommen bin. Nicht selten hatte ich die Empfindung, ihn noch selber zu treffen. Tatsächlich lernte ich einige Persönlichkeiten kennen, die – wie Rudolf Wissell, Paul Löbe oder Wilhelm Kaisen – in der Bebelschen Partei groß geworden waren. Ich bin in Lübeck nicht wenigen begegnet, die Bebel gehört und gesehen hatten, die Kraft seiner Worte rühmten oder die Sicherheit seines Urteils über das, was kommen werde. Manche sahen ihn wenigstens von fern, als er 1901 anlässlich des Reichsparteitags in Lübeck weilte. Die gerade fertig gewordene Genossenschaftsbäckerei rühmte »der Alte« als bis dahin schönsten Ort solcher Tagungen; 1979 wurde sie letztmalig für einen lokalen Parteitag genutzt. (Für mich wurde dies ein Ort, mit dem sich Jahre später die Erinnerung an zwei Brote verband. Die gab mir, nicht ganz rechtmäßig, der genossenschaftliche Bäckermeister Bauer für meine Mutter mit, als ich ihn 1945 am Rande der Lübecker Ruinen besuchte.)

Im hanseatischen Norden merkten nur wenige an, daß ihnen Bebels »preußische« Strenge und Pedanterie nicht immer behagten. Der schwarze Anzug, zu dem er auch revoluzzernde, neu nach Berlin kommende Fraktionskollegen verpflichtete – zur Not aus der Parteikasse bezahlt, denn Diäten gab es noch nicht –, paßte gut zum weißen Spitzbart. Sie sprachen liebevoll aufblickend von ihm, der nicht müde geworden war, den Arbeitern Selbstbewußtsein einzuimpfen und angelesenes

Wissen in des Volkes Sprache zu übertragen: Klassenkampf sei nötig, sagte er, um ein »Vaterland der Liebe und Gerechtigkeit« zu erstreiten. In vielen Stuben einfacher Leute hing sein Bild, gleichsam als Symbol der Hoffnung.

Bebel schien mehr zu vermitteln als bloße Hoffnung: nämlich die Gewißheit von der kommenden Ordnung der Gerechtigkeit. »Was kommen muß, kommt«, rief er 1893 in einer seiner Freund und Feind faszinierenden Reichstagsreden aus. Diese wurde in 1,7 Millionen (!) Exemplaren als Broschüre in ganz Deutschland verbreitet. Friedrich Engels nannte sie ein Meisterstück. Und in Preußen-Deutschland war es kein Geringerer als Otto von Bismarck, der bestätigte, unter allen Reichstagsabgeordneten könne nur Bebel damit rechnen, daß ihm das ganze Haus zuhörte.

Unter ihm war die Sozialdemokratie aus bescheidensten Anfängen, über weite Strecken verfolgt, zur stärksten Partei in den deutschen Landen geworden. Nach dem großen Krieg, als Bebel nicht mehr da war, erreichte die Republik manches seiner Ziele. Aber die Einheit der alten Arbeiterbewegung war zerborsten, die Hoffnung schon ein wenig verschlissen. Gerade deshalb: Über »August«, »Meister August« oder »den Alten« wurde viel geredet, als ich klein war, öfter bei Bier und Schnaps (Kööm) als bei Kaffee und Kuchen.

Mehr auf Abstand, aber bestimmt nicht weniger bewundert war die glanzvoll-schillernde Erscheinung Dr. Ferdinand Lassalles, der aus Breslau stammte und in jungen Jahren unweit Genfs zu Tode kam. Während eines kurzen Abschnitts zu Beginn der sechziger Jahre hatte er wie ein Komet den sozialistischen Himmel gestreift und so starke charismatische Spuren hinterlassen, daß wir am Schluß der deutschen Arbeiter-Marseillaise – noch zwei Generationen später – sangen: »Der Bahn, der kühnen folgen wir, die uns geführt Lassall'«. Der Arbeiterführer hatte eine ungewöhnliche Rolle übernommen, den Schutz

der Gräfin Hatzfeldt, die in endlose Prozesse verstrickt war. Er war gelegentlich, in Sachen Nationalstaat und Staatssozialismus, der Gesprächspartner des Reichskanzlers Bismarck. Diese Gespräche blieben bis 1878 geheim. Sie hätten mich, auch wenn die zeitgenössische Forschung darüber schon mehr zutage gefördert hätte, vermutlich nicht angefochten.

Die »Lassalleaner« waren 1863 der eine Quell unserer Sozialdemokratie. Die von Bebel mitbegründeten »Eisenacher« formierten sich sechs Jahre später, und erst nach viel Streit vereinigten sich die beiden in Gotha 1875. Aber schon 1864 hatte sich der Anwalt aus Breslau zu Tode duelliert. Nicht nur Rechtsgläubige stießen sich, über die Generationen hinweg, am Liebesdrama mehr als am Duell. (Wie hätte der Mann Gnade finden können vor den scheinheiligen und spliterrichtenden Linksspießern, die gerade in Deutschland den Muckern von rechts erfolgreich Konkurrenz machten.)

Wo ich aufwuchs, gab es nur wenige Bücher. Von Lassalle waren keine darunter, wohl aber Bebels »Die Frau und der Sozialismus« ebenso wie seine Autobiographie »Aus meinem Leben«. Bebel war wohl die eigentliche Gegenfigur zu Bismarck (und im Bewußtsein vieler Arbeiter: zum Kaiser). Als ich Anfang 1932 mein Abitur machte, gab mir mein Deutsch- und Geschichtslehrer, der liberalkonservative Professor Eilhard Erich Pauls, die Chance, meine sehr gute Vorzensur durch die schriftliche Arbeit zu bestätigen; ich durfte über Bebel schreiben.

Fünzig Jahre vergingen, bis jemand in Lübeck entdeckte, daß die Abiturunterlagen des Johanneum gut verwahrt worden waren. So kam mir mein Aufsatz wieder zu Gesicht, und ich stellte fest, wie sehr ich ein knappes Jahr vor Hitlers Machtübernahme die krisengeschüttelte Arbeiterbewegung an der Gestalt des Vorkriegsführers gemessen hatte, »des Mannes mit dem guten Blick und dem väterlich weißen Bart«. Links und rechts und wo

irgend etwas sonst nicht klappe, höre man, »das hätte zu Bebels Zeiten nicht vorkommen können«. Drei Stationen des Bebelschen Lebens hatten mich schon damals beeindruckt: Da war zunächst die Wegstrecke in den sechziger Jahren, die ihn (in Leipzig) in den Arbeiterbildungsverein führte. Von dort für die Sächsische Volkspartei, danach für die Sozialdemokratische Arbeiterpartei in den Norddeutschen Reichstag. Hier geriet er, als es 1870 zum Krieg mit Frankreich kam, in den ersten großen Konflikt mit der Staatsgewalt.

Die Lassalleaner, die mit einem halben Dutzend Abgeordneten vertreten waren, stimmten für die Anleihen; Bebel und sein Freund Wilhelm Liebknecht enthielten sich der Stimme. Für sie war es ein dynastischer Krieg, doch gegen die Kredite konnten sie nicht stimmen, weil das eine Unterstützung Napoleons III. bedeutet hätte. Ihre Anhänger im Land mochten die Differenzierung nicht, sie waren durchweg für den Krieg. Bebel und Liebknecht wurde der (Leipziger) Hochverratsprozeß gemacht. Mit allerlei möglichen und unmöglichen Mitteln sollte die Staatsgefährlichkeit der Sozialdemokratie nachgewiesen werden. Gemessen an späteren Erfahrungen fiel die Strafe nicht allzu hart aus; für achtzehn Monate kamen die beiden in Festungshaft: »Sie gingen gern. Sie gingen für ihre Sache. Schon schlugen die Herzen von Hunderttausenden Proletariern mit ihnen.« Im Gefängnis arbeitete Bebel theoretisch, er befaßte sich näher mit Marx - und im übrigen begrüßte er die Gelegenheit, sich einmal ausruhen zu können.

Eine weitere wichtige Etappe in Bebels Leben war einige Jahre nach der Reichsgründung erreicht, als sich in Gotha - mit ihm an der Spitze - die beiden Vorläufer verschmolzen. 1878 nahm Bismarck zwei Kaiserattentate, die nicht von Sozialdemokraten begangen worden waren, zum Anlaß, ein Gesetz zur Bekämpfung der Sozialdemokratie durchzusetzen: »Die Heldenjahre der proletarischen

Bewegung begannen. Die Organisation wurde aufgelöst, die Funktionäre wurden ausgewiesen oder ins Gefängnis gesteckt. Und die Partei stand doch! Darin steckte ein gut Teil Arbeit August Bebels. Er rief die Genossen auf, sich den Gesetzen zu fügen, sich nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen zu lassen, aber der Idee treu zu bleiben.«

Und weiter, nach meinem Aufsatz von 1932: »Im Reichstag stand er auf und geißelte das Unrecht des Gesetzes ... Während der Zeit des Sozialistengesetzes wurde auch er von Schikanen aller Art bedroht, aber die Idee war stärker als die Gewalt. Die Zeitungen kamen prompt vom Ausland über die Grenze (und aus der Sozialdemokratischen Vereinigung in Lübeck wurde der ›Sparklub Bienenhonig‹). Bald wurde die Polizei schärfer. Über viele Städte wurde der Belagerungszustand verhängt. Die Arbeiter wurden schlauer. Die Wahlziffern stiegen an. Da wollte Bismarck 1890 den sozialdemokratischen Wählern das Wahlrecht rauben. Bebel war stärker als Bismarck. Das Sozialistengesetz fiel, sein Vater Bismarck mußte aufgeben. Von dort an geht die großartige Entwicklung der Partei bis zur Millionenpartei und - dem Zusammenbruch 1914.«

In meinem Verständnis hatte Bebel Maßstäbe gesetzt als Vater der Partei und nicht nur als einer der besten Redner des Reichstags und als begeisternder Sprecher der Massen: »Er war kein Rechthaber, aber gegen die Verfälscher des Endziels zog er rücksichtslos zu Felde. Aber er verunglimpfte niemand persönlich. Ihm ging es um die Sache. Darum gewährte er stets den Vertretern der anderen Richtung volle Meinungs freiheit. Parteidemokratie ging ihm über alles. Irren die Führer nie ohne Nutzen, so irren die Massen nie ungestraft ...« Dies ist durch Abstand und Erfahrung alles nicht falsch geworden, wenn ich auch fast keinen dieser Sätze mit der

gleichen unbekümmerten Bestimmtheit neu zu Papier bringen würde.

Bebel war durchdrungen von der Überzeugung, daß »das letzte Stündlein der bürgerlichen Gesellschaft« bald schlagen werde, und seine Siegesgewißheit war nicht zu erschüttern: »Die Zukunft gehört uns und nur uns.« Gegenüber dem »revisionistischen« Herausforderer Eduard Bernstein betonte er, daß im wilhelminischen Klassenstaat kein Raum sei für eine (sozialdemokratische) Reformpartei. Im herrschenden Bündnis von preußischen Junkern und rheinischen Schwerindustriellen denke man weniger an inneren Frieden denn an äußeren Krieg. Um die Möglichkeiten des Reformismus ging es auch in der Auseinandersetzung mit dem großen Gegenspieler in der »Internationale«, dem Südfranzosen Jean Jaurès. Auf dem Amsterdamer Kongreß 1904 rechnete Bebel mit den »Illusionen« über eine bürgerliche Republik ab. Doch er wollte auch Mißverständnisse gegenüber der eigenen Politik ausräumen: Natürlich beneide er die Franzosen um ihre Republik. Natürlich würden bescheidenste Fortschritte und kleinste Reformen von der deutschen Partei unterstützt. Wenn es welche gebe, so seien sie überhaupt nur dem Betreiben der Sozialdemokraten zuzuschreiben: »Wir sind so weitherzig, daß wir die Konzessionen annehmen, einerlei von wem sie kommen.« Und Böses ahnend: »Wir vergessen keinen Augenblick die abgrundtiefe Kluft, die uns von unseren Gegnern trennt. Gewähren die herrschenden Klassen Reformen, dann nicht sich zu Leide; sie wissen immer warum, darin sind sie klüger als mancher unter uns.«

Bebel und Jaurès haben gegeneinander um den richtigen Weg zum Sozialismus gestritten und miteinander die Kriegstreiberei der Regierungen bekämpft. Der eine hat dem anderen Anpassungssucht vorgeworfen, der andere dem einen politische Ohnmächtigkeit. Die SPD war, laut Jaurès, ein Koloß auf tönernen Füßen. Jeder für sich war

imstande, im Namen der sozialistischen Idee Arbeitermassen zu mobilisieren. Beide waren außergewöhnliche politische Führer - und blieben ohne Nachfolger.

Deutsche Sozialdemokraten und französische Sozialisten haben sich in der Tat unter sehr unterschiedlichen Bedingungen entwickelt. Stärken und Schwächen gegeneinanderrechnen zu wollen, war immer müßig und ist es heute erst recht. Die Deutschen bildeten sich auf ihre Organisation zuviel ein und überschätzten auch ihr theoretisches Rüstzeug. Die Franzosen verließen sich nicht selten zu sehr auf Spontaneität und Esprit. Und doch gibt es für mich keinen Zweifel, daß demokratischer Sozialismus nicht zu verstehen ist ohne freiheitliche Substanz und moralische Motivierung. In meinem Arbeitszimmer hängen die Porträts von beiden, Bebel und Jaurès. Es hängt dort seit einigen Jahren auch eine Skizze der verfeimten Rosa Luxemburg. Sie hatte dem alten Parteiführer das Leben nicht leicht gemacht. Seine Größe aber hatte sie erkannt: »Tausende, später Hunderttausende, zuletzt Millionen deutscher Proletarier leisteten ihm Gehorsam und Gefolgschaft, weil Bebel wie kein zweiter es verstand, die rastlose Kampfeslust und Zähigkeit dieser Millionen im Erobern jeder Handbreit eines menschenwürdigen Daseins sowie auch ihren revolutionären Idealismus zu erfassen, diesen Tugenden Wort zu verleihen, sie zur Tat zu schmieden.«

Jaurès wurde am Vorabend des Ersten Weltkriegs in Paris umgebracht, Bebel war ein Jahr zuvor gestorben. Vermutlich hätte auch er die Entscheidung seiner Partei vom August 1914 nicht viel anders treffen können und wollen, als sie mehrheitlich getroffen worden ist. Er teilte den Haß auf das Zarenreich als Hort der (für damalige Verhältnisse!) finstersten Reaktion, während er den russischen Revolutionären in freundschaftlicher Zuneigung verbunden war. Noch einige Jahre vor seinem Tod hatte er

gesagt, er alter Knabe werde, wenn nötig, selbst die Flinte auf den Buckel nehmen, falls es in den Krieg gegen Rußland gehe. Für mich gibt es allerdings auch kaum einen Zweifel daran, daß er, der es haßte, sich vom Gegner das Gesetz des Handelns vorschreiben zu lassen, für eine Unterstützung im Krieg einen hohen innenpolitischen Preis verlangt haben würde. Vielleicht hätte er damit die Sozialdemokratie zusammenhalten können ... Der tatsächliche Ablauf eines geschichtlichen Vorgangs beweist nichts über ungenutzt gebliebene Möglichkeiten.

Bebel starb in dem Sommerhaus am Zürichsee, das ihm ein deutscher Offizier geschenkt hatte. Er wurde in Zürich beigesetzt. Die dortige »Wochen-Chronik« notiert, sein Tod habe in der ganzen Welt größeres Aufsehen erregt als der eines gekrönten Hauptes: Die Zahl derer, die überall in Deutschland zu Trauerfeiern pilgerten, war Legion. In Zürich mehrten sich die Kränze, wie ein zeitgenössischer Beobachter festhielt, zu nie gesehener Fülle. 5000 Menschen defilierten binnen zwei Tagen an der Bahre vorbei. Die Glocken von St. Jakob begleiteten den Leichenzug. August Bebel starb wie ein Kaiser, und das war er ja auch für viele gewesen: ein »Kaiser der Arbeiter«, der kleinen Leute.

In meinen jungen Jahren ging ich ein wenig zu sicher davon aus, daß nur die Linke innerhalb der Linken in der Tradition Bebels stehe. Aber ich schrieb doch auch, die Linken hätten verkannt, was sie seinem Erbe schuldig gewesen seien. So hatten sie die Bedingungen der Russischen Revolution schematisch auf die deutschen Verhältnisse übertragen wollen. Schon als Achtzehnjähriger sah ich im Kampf um Sozialismus ein »hohes sittliches Ringen« und in Bebels Lebenswerk weit mehr als einen »gewöhnlichen Machtkampf«. Am 13. August 1963, zum fünfzigsten Todestag, stand ich auf dem Zürcher Friedhof, wo er - ganz in der Nähe Gottfried Kellers - seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Schweizer

Freunde brachten mir eine goldene Uhr, die Bebel hinterlassen hatte. Sie ging noch gut. Meine Partei hat sie mir zu treuen Händen überlassen. Sie wird an die nächsten Vorsitzenden der deutschen Sozialdemokraten weitergegeben.

G[UZhj ca 9 fch S``Wb

Das täglich Brot war in meinen jungen Jahren nichts, das ich für selbstverständlich halten konnte. In gewisser Hinsicht gilt dies auch für Teile meiner Zeit im Exil.

Wenn man heutzutage manche Leute mehr oder weniger sorgenvoll über satte und hungernde Völker sprechen hört – und ich wünschte, diese Sorge ließe sie unter dem doppelten Gesichtspunkt der Vernunft und der Moral nicht mehr los! –, dann könnte man den Eindruck gewinnen, sie beschäftigten sich mit einer völlig neuen Fragestellung: fast so, als habe es, abgesehen von Jahren in den beiden großen Kriegen oder kurz danach, immer genug zu essen gegeben. Oder als sei in Deutschland und anderswo in Europa nur in den Jahren nach 1945 gehungert worden. Daß nicht geringe Teile der arbeitenden Menschen in unseren Breiten bis weit in dieses Jahrhundert durchweg unterernährt waren, kann man sich kaum noch vorstellen. Sogar die ostelbischen Landarbeiter waren weithin Zwangsvegetarier. Zur häufig nahezu fleischlosen Erbsensuppe gab es einen Salzhering, und der stand größtenteils dem Familienvater zu. Zu den Kartoffeln, dem Hauptnahrungsmittel, gehörte ein Deputat nicht von Speck, sondern von Schnaps. Nun will ich nicht behaupten, der Mensch müsse viel Fleisch essen und dafür unnötig viel Getreide verfüttern. Auch will ich nicht wehleidig vorgeben, in der Kindheit sei ich meistens nicht satt geworden. Aber wahr ist doch, daß sich die meisten der frühen Erinnerungen mit dem Essen verbinden. Als ich

etwa zehn war, bekam ich – vom Arzt für Wochen verordnet – eine Magermilchsuppe, die guttat. Als ich zur Realschule ging, kaufte ich mir für einen Groschen gern einen Ring trockener Feigen, die schön satt machten.

Ein wichtiges Kindheitserlebnis, ich war etwa acht Jahre alt, hat mit Brot zu tun – und mit Arbeiterstolz: Die Belegschaft des Betriebs, in dem der Großvater arbeitete, war ausgesperrt. Wir wohnten in einer Art Dienstwohnung neben dem Werk. Einer der Direktoren, der täglich vorbeikam und freundlich zu mir war, sprach mich im Vorbeigehen auf der Straße an. Ob wir genug zu essen hätten? Ich habe wohl mit der Antwort gezögert, jedenfalls nahm mich der Staatsanwalt, wie der Direktor wegen seiner voraufgegangenen Tätigkeit genannt wurde, mit zum Bäckerladen an der nächsten Ecke – und schenkte mir zwei schöne frischgebackene Brote. Mit denen zog ich froh nach Haus. Ich wurde nicht fröhlich aufgenommen, sondern mußte erklären, woher ich die Brote hatte. Sofort mußte ich sie zum Bäcker zurückbringen. Auf diese Weise lernte ich – früher und eindrücklicher als in theoretischen Erörterungen über Klassenbewußtsein –, daß sich ein aufrechter Arbeiter, zumal im Arbeitskampf, nicht mit Almosen abspeisen läßt.

Daß man Brot nicht wegwerfen soll, wurde für mich früh zu einem ungeschriebenen Gesetz, nicht erst als Reaktion auf den Hunger in der Welt. Als ich in den Wochen nach der Invasion Norwegens im Frühjahr 1940 zum verzweifelnden Nichtstunkönnen verurteilt war, gehörte eine kleine Ausarbeitung zum Thema des sorglosen, also unverantwortlichen Umgangs mit Lebensmitteln zu dem wenigen, das ich zu Papier brachte. Während der Berliner Blockade 1948/49, als es wirklich wenig zu essen gab, empörte mich die Nachlässigkeit, mit der in manchen Häusern der Alliierten mit Lebensmitteln umgegangen wurde.

Mit anderen Worten: Ich habe nicht aus Büchern erfahren, sondern selbst erlebt, was das tägliche Brot für breite Schichten des Volkes bedeutete. Doch zugleich habe ich auch früh gelernt, wieviel die Bewegung der Lohnarbeiter, wie zuvor die des Bürgertums, mit der alten Wahrheit zu tun hatte, daß der Mensch vom Brot allein nicht lebt. Die aufstrebende Arbeiterschaft suchte mehr als materielle Lebensinhalte. Die Arbeiterbewegung als Kulturbewegung hatte nicht allein mit einem Nachholbedarf zu tun. Sie entwickelte ihre eigenen Ansprüche und Ausdrucksformen.

Den Arbeiterbildungsvereinen wurde im vorigen Jahrhundert, im Vorfeld der politischen und gewerkschaftlichen Zusammenschlüsse, große Bedeutung beigemessen; Bebel selbst kam aus diesem Bereich. Lokale Bildungsgruppen, Musik- und Geselligkeitsvereine sorgten an vielen Orten für den Zusammenhalt, den man durch das Anti-Sozialistengesetz hatte sprengen wollen. Gesangsvereine boten, nachdem sie ihren Namen geändert hatten, oft sogar noch während der Nazijahre den Rahmen für eine regelmäßige Begegnung von Gesinnungsfreunden.

Meine Mutter gehörte zur »Freien Jugend«, die in Lübeck wenige Jahre vor dem Krieg gegründet worden war. Sie war noch nicht einmal zwanzig Jahre älter als ich, wirkte lebhaft, unbeschadet ihrer Neigung zur Korpulenz, hatte unter ihrem dichten dunkelblonden Haar die mir in abgemilderter Form vererbten »slawischen« Backenknochen. Martha Frahm war, auf eine unverkrampfte Art, naturverbunden und kulturhungrig. Anders als der Großvater zog sie das Hochdeutsch dem Platt vor und sprach es, was nicht selbstverständlich war, ohne Fehler.

Die Lübecker Organisation war Teil jener »Arbeiterjugend«, die schon vor dem Ersten Weltkrieg als eine Mischung von Klassenorganisation und Wandervogel entstanden war. Manche fanden über sie den Weg zu

unterschiedlichen kulturellen Vereinigungen, so etwa zu den »Naturfreunden«, einem Wanderverein, der eigene bescheidene Heime unterhielt, in denen man für wenig Geld übernachten konnte. Einige meiner Sommerferien verbrachte ich in einem solchen Naturfreundehaus auf dem Priwall an der Ostsee, heute direkt an der Grenze zum anderen deutschen Staat. Ihr Abonnement bei der »Volksbühne« war der Mutter wichtig. Sie beteiligte sich auch am »Proletarischen Sprechchor«, den der engagierte Regisseur Karl Heidmann an unserem Stadttheater betreute. (In der Nazizeit gab er in Berlin eine illegale Zeitung für Siemens- und Borsig-Arbeiter heraus.)

Für mich war es ganz normal, daß ich mit acht oder neun Jahren zu einer Kindergruppe der Arbeiter-Turner kam, später zum Arbeiter-Mandolinenklub. Zu den »Falken« ging ich durch eigenen Entschluß, als ich vierzehn war, und von dort vollzog sich ein Jahr später fast automatisch der Übergang zur SAJ, der Sozialistischen Arbeiterjugend. In den Kinder- und Jugendgruppen fehlte es nicht an kulturellen Impulsen. Wir wurden auf Bücher hingewiesen, lernten diskutieren und kleine Vorträge halten. Mir sagte man schon früh nach, daß ich gut rezitieren könne.

Lübeck hatte ein Sozialistisches Kulturkartell, das Kunstabende und Lichtbildervorträge veranstaltete. Im Herbst 1930 kam eine Volksfilmbühne hinzu. Daneben bestanden Bücherkreise. Es gab auch ein Arbeiter-Sportkartell, in dem neben den Turnern die Radfahrer dominierten; Schützen und Schachspieler waren auch dabei. Wir hatten verdienstvolle Arbeiter-Samariter, auch Arbeiter-Esperantisten, Arbeiter-Briefmarkensammler, Arbeiter-Stenografen und einen Arbeiter-Abstinentsverein – eine durchorganisierte »Subkultur«, wie solche Gemeinschaften später lieblos und etwas herablassend genannt wurden. In Wirklichkeit ging es darum, daß selbstbewußt gewordene Arbeiter ihre kulturellen Ausdrucksformen fanden – und sich damit freilich zuweilen

auch im Sektenhaften verloren. Die Beteiligung an jener »Subkultur« reichte kaum über die Angehörigen der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung hinaus, doch das war eine stattliche Zahl.

»Man« war zunächst und vor allem in Partei und Gewerkschaft (häufiger: in umgekehrter Reihenfolge), auch im Konsumverein. Die Männer zudem im »Reichsbanner«, dem republikanischen Verband ehemaliger Frontkämpfer, die Frauen in der Arbeiter-Wohlfahrt, und »man« war abonniert auf den »Volksboten«, das tägliche Parteiblatt. Manche gehörten einer Siedlungsgenossenschaft an, viele einem Kleingartenverein. Die Produkte dieses eigenen Stückchens Land zählten für das Familienbudget. Nicht selten hielt man sich noch einen kleinen Kartoffelacker. Oft war man bei der Volksfürsorge versichert oder hatte sich in den harten Inflationsjahren einer Notgemeinschaft für Bestattungen angeschlossen – damit man für ein paar Groschen im Monat »anständig« unter die Erde käme oder, wenn es die Überzeugung forderte, verbrannt würde.

Mit der Lutherischen Kirche, der ihre Anlehnung an die Mächte des Kaiserreichs vorgeworfen wurde, wollte man nicht viel zu schaffen haben. In Lübeck spielte der Freidenkerverband keine Rolle, doch viele Sozialdemokraten waren in der Freireligiösen Gemeinde. Ich weiß nicht, warum man mich zunächst zum lutherischen Kindergottesdienst gehen ließ, wo es mir im übrigen gut gefiel. Am Religionsunterricht sollte ich nach des Großvaters Willen nicht teilnehmen. Mit vierzehn Jahren konnte ich darüber selbst entscheiden. Ich wollte teilnehmen, was ich schon deshalb nicht bedauert habe, weil wir am Johanneum den Vorzug hatten, in Religionsgeschichte eingeführt zu werden. Doch 1931/32 wollte ich mit der Kirche, deren Repräsentanten zu einem erheblichen Teil mit den politisch weit rechts angesiedelten Kräften sympathisierten, nichts mehr zu tun haben. Später wurde ich durch meine Einbürgerung automatisch

Angehöriger der (Lutherischen) Norwegischen Kirche. Ich blieb danach »evangelisch«.

Fragen nach dem Überirdischen trieben mich nie sonderlich um. Noch als Kind meinte ich herausgefunden zu haben, daß dem Menschen, jedenfalls mir, nicht gegeben sei, die Frage nach dem »Woher« zu beantworten. Ich wußte noch nicht, daß sich Agnostiker nennen kann, wer die Antwort auf die Frage hinter den Fragen offen läßt und Gott zu leugnen für anmaßend hält. In der Nachkriegssozialdemokratie habe ich mit meinen Freunden, unter ihnen nicht wenige engagierte Christen unterschiedlicher Konfession, den Wert einer politischen Programmatik erkannt, die Glaubensentscheidungen nicht nur in neutraler Toleranz zur Kenntnis nimmt, sondern sie als die Gesellschaft positiv mitformende Kräfte erkennt.

Als Angehöriger der alten Arbeiterbewegung hatte »man« in einer eigenen Welt gelebt, die jene einer aufstrebenden Klasse war: einer Freiheitsbewegung, die Hunderttausende aus dem Nichts herausführte, doch zugleich gewisse Erscheinungsformen einer Massensekte aufwies. Die Selbstisolierung, die nicht selbst verschuldet war, hatte sicherlich den Nachteil, daß man an Teilen der Wirklichkeit vorbeilebte. Eine Mischung aus Wunschdenken und Orientierungslosigkeit trug dazu bei, daß man nicht erkannte, wie ernst es um die Republik bestellt war. Wann immer aufgerufen wurde – noch und gerade 1932, auch Anfang 1933 –, strömten viele, sehr viele zur Verteidigung der guten Sache zusammen. Aber die gefühlsmäßigen Strömungen beträchtlicher Teile des Volkes hatten sich an der demokratischen Arbeiterbewegung vorbeientwickelt. Die Machtverhältnisse in der Gesellschaft waren nach dem ersten großen Krieg ohnehin nicht wesentlich in Frage gestellt oder gar verändert worden.

9 `Si Wf D[hhW(Ti bhWF y hnW

Nach 1945 konnte natürlich nicht einfach dort wieder angefangen werden, wo »man« 1933 hatte aufhören müssen. Die deutsche Sozialdemokratie sollte und wollte nicht eine unkritische Verlängerung der Linie von Weimar sein. Kurt Schumacher sprach aus gutem Grund davon, daß eine Neubegründung geboten sei; hierin stimmte ich mit ihm überein. Die Absicht blieb dann doch hinter dem Ergebnis erheblich zurück.

Zu dem Versuch, neu anzufangen, gehörte die Entscheidung, nicht mehr notwendigerweise auf »sozialistische« Art zu turnen, zu wandern, zu singen oder Briefmarken zu sammeln. Dies bedeutete den Verzicht auf jene »Subkultur«, die Überzeugungen befestigte und der politischen Arbeiterbewegung wichtige Rekrutierungsfelder geboten hatte. Ich habe diesen Teil des Wandels ohne eigentliches Bedauern beobachtet. Für eine auf mehr als formale Demokratie angelegte gesellschaftliche Ordnung ist es eher ein Vorteil, wenn sich die parteipolitische Abkapselung in Grenzen hält. Es gibt genug, um das in der Demokratie gestritten werden muß. Der nachwachsenden Generation bekommt es besser, wenn sie lernt, daß Glieder eines Volkes als Bürger des Staates oder der Gemeinde miteinander auskommen müssen - bei allen Unterschieden widerstreitender Interessen, konfessioneller Zuordnung oder auch politischer Überzeugung.

Mir hat die Jugendbewegung viel bedeutet: Durch die Gemeinschaftserlebnisse, wohl auch als Familienersatz und gewiß als Boden persönlicher Erprobung. Aus ihren Reihen gingen viele der Menschen hervor, denen später eine besondere politische Verantwortung anvertraut wurde. Dies war 1945, nach dem tiefen Einschnitt, deutlich zu sehen, obwohl Verfolgung und Krieg schmerzliche Lücken

gerissen hatten. Bei uns in der Jugendbewegung wuchsen nicht nur das Gefühl der Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein sozialer Verantwortung. Die Gruppen boten denen, die aus beengten Verhältnissen kamen, auch eine neue Art von Zuhause: mit Heimabenden und Zausestunden, bei Gesang und Volkstanz, auf Fahrten und am Lagerfeuer. Bei den Falken trug man blaue Kittel, zu ihnen gehörte man bis zum Abschluß der Volksschule. Das bedeutete in der Regel bis vierzehn, manchmal auch bis fünfzehn. Danach gingen die meisten zur Sozialistischen Arbeiterjugend und blieben dort, bis sie zwanzig waren.

Manche Verhaltensregeln der Falken lehnten sich an die der Pfadfinder an; so die Ermahnung, ehrlich, hilfsbereit und pünktlich zu sein, ebenso wie die Verpflichtung, Alkohol und Nikotin zu meiden. In der breiten Öffentlichkeit wurde es meist noch als ungewöhnlich und anstößig betrachtet, daß den Gruppen Jungen und Mädchen angehörten, die gemeinsam auf Wanderungen und Zeltfahrten gingen. Es wurde gespielt, gescherzt, geflirtet und gesungen: alte Volkslieder und neuere, Texte der deutschen und der internationalen Arbeiterbewegung, Revolutionäres von den Bauernkriegen aufwärts, Pazifistisches, Schwärmerisches.

Auch bei der SAJ ging es zu wie in einer »sozialistischen« Mischung von Wandervogel und Pfadfindern. Ich selber stimmte für den Ausschluß von Sündern, die eine Zigarette geraucht hatten. Rauchen galt als Vergehen, auch wenn es außerhalb der Gruppe geschah, Schnaps erst recht. Aus der Gemeinschaft von Jungen und Mädchen machten wir kein Dogma. Ich leitete, allerdings nicht lange, eine Gruppe, in der die Jungen unter sich sein wollten. Die Kittel wurden von blauen Hemden abgelöst; es war nicht das stumpfe Blau der Schlosseranzüge, sondern das leuchtende der Kornblumen. Dazu wurde ein Halstuch im Rot der Mohnblüten getragen - Kornblumen und Mohn gab es

reichlich entlang der Landstraßen, bevor sie die Chemie zur Rarität werden ließ.

Mit fünfzehn Jahren wurde ich Vorsitzender einer der örtlichen Gruppen der SAJ. Deren Namen – meine erste hieß Karl Marx, die andere Paul Levi – zeugten vom Wunsch nach Radikalität und vom Bedürfnis, sich von der für schwächlich – oder auch langweilig – gehaltenen Mutterpartei abzuheben. Im Sommer 1930 wurde ich, obwohl erst sechzehn, entgegen der Üblichkeit schon in die SPD aufgenommen. Hemmungen, mich auf Parteiversammlungen mit eigenwilligen Beiträgen zu Wort zu melden, hatte ich kaum mehr. Meine Kühnheit konnte bei braven älteren Genossen nicht nur Zustimmung finden. Ich erinnere mich an Zurufe: Wo ich denn im Krieg gewesen sei? Ich solle doch erst mal trocken hinter den Ohren werden. Ich erwiderte frech, alt werden könne jeder Esel; oder: Das Alter komme von selbst, nicht der Verstand. Im ganzen, glaube ich, war ich dennoch gut gelitten. Ich wurde 1931 für kurze Zeit noch stellvertretender Bezirksvorsitzender der SAJ, und zwar des Bezirks, zu dem Lübeck mit Mecklenburg gehörte. Aber das war schon kurz vor einer Weggabelung, die mich von der Partei wegführte.

Damals war ich achtzehn. Als ich mit neunzehn nach Oslo verschlagen wurde, war ich von rechthaberischen Anfechtungen nicht frei. Ich erkannte bald, daß manches am Lübecker Gruppenleben ziemlich verkrampft war. Auch in den Gruppen der norwegischen Arbeiterjugend begegnete ich genug weltverbesserischem Elan. Es fehlte nicht an ernstesten Vorträgen, die ernst diskutiert wurden. Auch der gemeinsame Gesang war wichtig. Aber nach dem »seriösen« Teil wurde bei den norwegischen Heimabenden erst Kaffee getrunken (und »Kopenhagener« gegessen, die man im Norden sinnigerweise »Wienerbrot« nannte) und dann »richtig« getanzt. Diese Art von Jugendbewegung war offener als die der alten Heimat.

Was man vor 1933 in Deutschland »Falken« nannte, war Teil jener Kinderfreunde-Bewegung, die vor dem Krieg in Österreich begonnen hatte. Ihr Vorsitzender im Reich war der Neuköllner Stadtschulrat Kurt Löwenstein. Zu meiner Zeit waren in etwa 800 Ortsgruppen 120 000 Kinder zusammengefaßt. Neben den Roten Falken oder Wanderfalken gab es Jung- und Nestfalken für die Kleineren. Die SAJ, mit ihren nicht mehr als 50 000 Mitgliedern, war eng mit der Partei verbunden. Sie hatte, wie ich erwähnte, als Nachwuchsorganisation eine wichtige Funktion. Ihr Vorsitzender, der aus einer Magdeburger Maurerfamilie stammende Erich Ollenhauer, war nicht so recht jugendbewegt, sondern im Sinne der Partei um Erziehung bemüht. Oppositionsgeist sagte man ihm nicht nach.

Dr. Kurt Löwenstein (der ursprünglich einmal im Rabbinerseminar gewesen war) wohnte in der Hitlerzeit - bis zu seinem Tod im Mai 1939 - in der Nähe von Paris und kümmerte sich um die Reste der Sozialistischen Erziehungs-Internationale. In Deutschland leitete er auch die Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer. In Berlin-Neukölln half er beim Aufbau des ersten Gesamtschulprojekts und richtete Arbeiter-Abiturientenkurse ein. Ich war ihm zuerst begegnet, als er uns 1928 in unserem norddeutschen Falken-Lager in der Lüneburger Heide besuchte. Mir war aufgetragen, den großen Vorsitzenden aus Berlin, der auch Reichstagsabgeordneter war und zum linken Flügel gehörte, willkommen zu heißen. Das fiel wohl etwas steif aus, denn er empfahl mir weniger Feierlichkeit. Mit einer gewissen Sturheit trat Löwenstein, auch durch Parteitagsanträge über Einkommensgrenzen, dafür ein, daß Partei- und Gewerkschaftsführer sich eines bescheidenen Lebensstils zu befleißigen hätten.

Die Falken-Bewegung unterhielt sommerliche Zeltlager, die man Kinderrepubliken nannte. Diese waren in Dörfer